
Wie viel ist genug?

Rezension von: Robert Skidelsky,
Edward Skidelsky, *Wie viel ist genug?*
Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie
des guten Lebens, Kunstmann Verlag,
München 2013, 318 Seiten, gebunden,
€ 19,95; ISBN 978-3-888-97822-7.

Robert und Edward Skidelsky haben mit „Wie viel ist genug?“ ein wachstumskritisches – und im deutschsprachigen Raum enorm erfolgreiches – populärwissenschaftliches Buch geschrieben.

Nun herrscht an solchen Büchern gewiss kein Mangel; Wachstumskritik ist weitverbreitet, und im akademischen Bereich gewinnt die Forderung nach Nullwachstum oder sogar „*De-Growth*“ immer mehr an Bedeutung. Das Buch der Skidelskys ist allerdings in mehrfacher Hinsicht etwas Besonderes. Zunächst ist es ein interdisziplinäres Buch; Robert Skidelsky ist Historiker, Ökonom und Dogmenhistoriker, sein Sohn Edward ist Philosoph. Robert ist zudem Keynes-Spezialist und Autor der berühmten dreibändigen *Keynes-Biographie*,¹ für die er von Queen Elizabeth in den Adelsstand erhoben wurde. Seit der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise hat sich Lord Skidelsky darüber hinaus prominent in die wirtschaftspolitische Debatte eingemischt² und sich als vehementer Kritiker des ökonomischen *Mainstream* hervorgetan.³

Als Ausgangspunkt nehmen die Autoren Keynes' berühmten Aufsatz von 1930 „*Economic possibilities for our grandchildren*“. Damals hatte Keynes mitten in der Großen Depression, als alle – er selbst eingeschlossen – ver-

zweifelt nach Wegen suchten, die Wirtschaft kurzfristig wieder zum Wachsen zu bringen, eine extrem langfristige Vision für die hundert Jahre entfernte Wirtschaft der Enkel entworfen. Demnach würde die Wirtschaft bis 2030 ein so hohes Wohlstands- und Produktivitätsniveau erreicht haben, dass alle materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung mit nur einem Bruchteil des zu seiner Zeit üblichen Arbeitseinsatzes von durchschnittlich ca. 48 Stunden pro Woche befriedigt werden könnten. Das ökonomische Problem wäre im Wesentlichen gelöst, und die Menschheit könnte sich zum ersten Mal in ihrer Geschichte den wirklich wichtigen immateriellen Fragen und ihrer eigentlichen Bestimmung widmen.

Die Skidelskys entwerfen gut siebzig Jahre später, noch in den Ausläufern der Großen Rezession, eine ähnliche Vision. Nach einem Vergleich von Keynes' „Vorhersagen“ mit der ökonomischen Realität in den Industrieländern über die letzten siebzig Jahre stellen sie fest, dass Keynes damals die Steigerung des Wachstums des Bruttoinlandsproduktes pro Kopf trotz der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs sogar etwas unterschätzt hatte. Komplette daneben gelegen habe er jedoch mit seiner Schätzung der durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit, denn die liege – von länderspezifischen Unterschieden abgesehen – heute nicht bedeutend unter der von vor siebzig Jahren. Obwohl wir anscheinend heute tatsächlich bereits fast über die ökonomischen Möglichkeiten verfügen, die Keynes für seine Enkelkinder vorhergesehen hatte, nutzen wir sie offenbar nicht in seinem Sinne für mehr Muße und die wirklich wichtigen immateriellen Dinge im Leben.

Vor diesem Hintergrund kann man

das Buch als einen sehr komplexen Versuch auffassen,

1.) zu erklären, warum unsere Gesellschaften die Möglichkeit einer radikalen Arbeitszeitverkürzung nicht nutzen;

2.) zu zeigen, dass es gut und moralisch richtig wäre, die Möglichkeit zu nutzen, weil dadurch ein „gutes Leben“ ermöglicht würde;

3.) nach Wegen zu suchen, wie unsere Gesellschaften der Arbeitszeitverkürzung und dem „guten Leben“ näherkommen können.

Ad 1.) Als zentralen Fehler in Keynes' Analyse machen die Autoren die Tatsache aus, dass er den Unterschied zwischen Bedürfnissen und Begierden/Wünschen nicht sah (Kapitel 1). Während es natürliche Grenzen für Bedürfnisse gebe, seien die Wünsche grundsätzlich unbegrenzt, weshalb in dem endlosen Bestreben nach der Befriedigung immer neuer Wünsche ein immer höheres Einkommen und daher ein fortlaufendes Wirtschaftswachstum notwendig würden, weshalb es nicht zu einer Reduktion der Arbeitszeit komme. Der Hauptgrund für die Unersättlichkeit der Begierden liegt den Autoren zufolge darin begründet, dass jene relativer Natur seien, wodurch es zu statusorientiertem Konsum komme. Die Menschen versuchten sich dadurch gegenseitig zu übertrumpfen, um einen höheren sozialen Status zu erlangen. Der Kapitalismus sei zwar nicht die eigentliche Ursache dieser menschlichen Eigenschaft, aber er verstärke sie entscheidend über diverse Mechanismen, wie z. B. Werbung und die radikale Monetisierung von fast allem. In einer Art „faustischem Handel“ (Kapitel 2) müsse die Gesellschaft laut Keynes moralisch niedere Motive wie die Gier im Kapitalismus eine Zeit lang

akzeptieren, um im Gegenzug materiellen Wohlstand zu erlangen. Das Hauptproblem bestehe dann darin, sich der niederen Motive und Antriebe, die dem guten Leben für alle im Weg stünden, wieder zu entledigen, sobald sie ihre Funktion, die Schaffung von materiellem Wohlstand, erreicht hätten. In diesem Zusammenhang bekommt die *Mainstream*-Ökonomie als Schöpferin des inhaltlich entleerten und willkürlichen Nutzenkonzepts mit seinen unbegrenzten Bedürfnissen ihr Fett weg: „Die vielleicht wichtigste intellektuelle Hürde, um ein gutes Leben für alle zu verwirklichen, ist aber die Wirtschaftswissenschaft selbst, oder vielmehr die tödliche Orthodoxie, die unter diesem Namen in den meisten Universitäten ihr Unwesen treibt“ (S. 25).⁴

Ad 2.) Die Kapitel 3 bis 6 versuchen zu zeigen, dass so etwas wie das „gute Leben“ tatsächlich existiert und welche Eigenschaften es ausmachen. Hierzu argumentieren die Autoren in Kapitel 3, dass die heute dominierenden Vorstellungen der liberalen Philosophie und der neoklassischen Ökonomie, es sei nicht möglich oder zulässig, überindividuelle oder normative Konzepte wie das „gute Leben“ zu verwenden, nicht überzeugend und dogmenhistorisch sehr neu sind. Dagegen finde sich in der Philosophie sämtlicher Zivilisationen – mit Ausnahme unserer heutigen – die Überzeugung, dass es natürliche Grenzen der Bedürfnisse und Charakteristika eines guten Lebens gebe. Die Kapitel 4 und 5 behandeln dann recht ausführlich andere einflussreiche wachstumskritische Ansätze, die sogenannte „Glücksökonomie“ und die Ökologie. Obwohl die Skidelskys den Zielen dieser Ansätze Sympathie entgegenbringen, betonen sie doch die

aus ihrer Sicht fundamentalen Differenzen. Im Wesentlichen geht es ihnen darum, dass ihr eigener, explizit normativ-ethischer Ansatz fundamentaler sei, weil er nicht utilitaristisch sei. Während die Argumentation der konkurrierenden Ansätze durch Zweifel an den unterstellten Ursache-Wirkung-Beziehungen leicht erschüttert werden könne, greife ihr eigener Ansatz den Wachstumswahn direkt an, indem er die zugrunde liegende Unersättlichkeit der Bedürfnisse als sinnlos und moralisch falsch entlarve. In Kapitel 6 präsentieren die Autoren dann ihr Konzept des guten Lebens, indem sie seine zentralen Elemente in Form von so genannten Basisgütern definieren. Sie halten Gesundheit, Sicherheit, Respekt, Persönlichkeit, Einklang mit der Natur, Freundschaft und Muße für die wesentlichen Basisgüter. Eine gewisse Unschärfe bei diesen Begriffen ist wohl unvermeidlich; die Argumentation ist dennoch sehr anregend und überzeugend.

Ad 3.) Kapitel 7 ist dann den möglichen Strategien zur Verwirklichung des guten Lebens für alle gewidmet. Dabei bleibt der Ansatz der Skidelskys trotz des angestrebten umfassenden Wandels der Gesellschaft sehr liberal. Unter Respektierung der Basisgüter Persönlichkeit und Respekt bestehen sie darauf, dass der Übergang zum guten Leben ohne Zwang durchgesetzt wird – sie sprechen von Paternalismus ohne Zwang. Elemente der vorgeschlagenen gesellschaftspolitischen Strategie umfassen ein garantiertes Grundeinkommen, die Verminderung des Konsumdrucks durch Einschränkungen der Werbung und eine progressive Ausgabensteuer. Natürlich ist keine der vorgeschlagenen Maßnahmen für sich genommen neu, aber die Art und

Weise in der sie in die Gesamtargumentation eingebunden sind, ist eine intellektuelle Leistung ersten Ranges.

Bei allem Lob ist das Buch selbstverständlich nicht ohne Schwächen, und es bleiben viele wichtige Fragen offen. So sind viele der für den Übergang zum guten Leben vorgeschlagenen Maßnahmen nicht wirklich überzeugend. Vor allem aber werden sie nicht zu einem kohärenten Gesamtpaket zusammengefügt. Z. B. soll die progressive Ausgabensteuer den Statuskonsum reduzieren und gleichzeitig das Sparen für die Altersvorsorge befördern. Aber könnte es nicht einen Widerspruch zum Gerechtigkeitsziel der Besteuerung geben, wenn dadurch die verstärkte Akkumulation von privatem Reichtum der Wohlhabenden gefördert wird? Aus makroökonomischer Sicht stellt sich die Frage, welcher Sektor die resultierenden Überschüsse des privaten Haushaltssektors in einer möglicherweise stagnierenden Wirtschaft absorbieren soll. Ist es plausibel anzunehmen, dass der Unternehmenssektor sich in entsprechendem Umfang verschuldet, um Investitionen zu finanzieren? Oder soll der Staatssektor oder das Ausland die Überschüsse absorbieren? Im letzteren Fall fragt sich, ob dies funktionieren könnte, wenn es (fast) alle Industrieländer gleichzeitig versuchen. Und falls es kurzfristig funktionierte, würde die Akkumulation von Forderungen gegenüber dem Rest der Welt nicht massive Risiken wegen drohender zukünftiger Verschuldungs- und Währungskrisen mit sich bringen? Und würde ein systematisch hoher Leistungsbilanzüberschuss nicht in Konflikt mit dem ansonsten tendenziell angestrebten Ziel der (Re-)Lokalisierung stehen?

Diese Fragen deuten das Hauptpro-

blem in der Argumentation der Skidelskys bereits an: Was bei den Vorschlägen fehlt, ist eine kohärente makroökonomische Einbettung, die zeigt, dass die sich aus dem systematischen Streben nach dem guten Leben ergebende ökonomische Entwicklung makroökonomisch plausibel ist, d. h. dass sie ohne ernsthafte ökonomische Turbulenzen, die die materielle Grundlage für das gute Leben selbst untergraben könnten, umsetzbar ist. Es ist grundsätzlich intellektuell sehr überzeugend, vom Konzept der für ein gutes Leben notwendigen Basisgüter auszugehen und die Auswirkungen auf die Wachstumsrate eher als eine weniger wichtige Nebenerscheinung zu betrachten, solange der materielle Wohlstand gesichert ist. Allerdings bedarf es dennoch eines Nachdenkens über die möglichen wirtschaftlichen Folgen und einer überzeugenden makroökonomischen wirtschaftspolitischen Strategie zur Gewährleistung eines reibungslosen Übergangs zum guten Leben und zur dauerhaften Absicherung des dazu nötigen Wohlstandes. Und genau eine solche Strategie bleiben Robert und Edward Skidelsky – wie die meisten Wachstumskritiker bislang – schuldig.

Trotz dieser und einiger weiterer offener Fragen haben Robert und Edward Skidelsky ein sehr lesenswertes Buch vorgelegt. Es ist ein ganz hervorragender Ausgangspunkt für die notwendige wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Debatte um Wachstum und Wohlstand.

Achim Truger

Literatur

- Hein, E.; Truger, A., Economics is not useless. It can either be very harmful, which it often is, or very beneficial. Interview with Robert Skidelsky, in: *European Journal of Economics and Economic Policies: Intervention* 11/2 (2014); erscheint demnächst.
- Skidelsky, R., John Maynard Keynes: *Hopes Betrayed, 1883-1920* (London 1983).
- Skidelsky, R., John Maynard Keynes: *The Economist as Savior, 1920-1937* (London 1992).
- Skidelsky, R., John Maynard Keynes: *Fighting for Britain, 1937-1946* (London 2000).
- Skidelsky, R., *Keynes: The Return of the Master* (London 2009).
- Skidelsky, R., *Skidelsky on the Crisis* (Centre for Global Studies, London 2012).
- Skidelsky, R., *Five Years of Economic Crisis* (Centre for Global Studies, London 2014).
- Skidelsky, R.; Skidelsky, E., *How much is enough? Money and the Good Life* (London 2014).

Anmerkungen

- 1 Skidelsky (1982, 1992, 2000).
- 2 Skidelsky (2009, 2012, 2013).
- 3 Hein, Truger (2014).
- 4 Die deutsche Übersetzung ist nicht besonders gelungen; das englische Original (Skidelsky, Skidelsky [2013]) ist zum Teil deutlich prägnanter formuliert. Weitere prägnante und provokante Zitate von Robert Skidelsky zum Zustand der ökonomischen Wissenschaft finden sich in Hein, Truger (2014).